

Decolonize Yourself

"Die Auseinandersetzung mit Rassismus muss an der Schule beginnen"

Wie bringt man Jugendliche dazu, über Kolonialismus zu sprechen? Das Hamburger Projekt Decolonize Yourself schafft es mit Performance. Die Initiatorinnen erzählen.

Interview: **Oskar Piegsa**, Hamburg

20. Mai 2021, 20:36 Uhr / [3 Kommentare](#) /

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN

ARTIKEL HÖREN



"Musik, Tanz und Theater sind eine Sprache, die Jugendliche auch wirklich erreicht", sagt die Bildungsexpertin Irene Appiah. Auch hier bei der 8a an der Stadtteilschule Mitte. © Museum am Rothenbaum

Jeder zweite Schüler in Hamburg kommt aus einer Familie mit Migrationsgeschichte. Dennoch, sagen Betroffene, seien die Schulen nicht ausreichend sensibilisiert für Rassismus und Diskriminierung. Das neue Schulprojekt Decolonize Yourself soll das ändern, zumindest im Kleinen. Die Initiative von Menschen aus den Bereichen Bildung, Theater und Museen lädt zunächst eine Schulklasse pro Schuljahr ein, über Rassismus zu sprechen und dazu eine gemeinsame Theaterperformance zu entwickeln.

Die Grundlage sind Texte der portugiesischen Autorin Grada Kilomba. "Plantation Memories" heißt ihr Buch über alltäglichen Rassismus [<https://unrast-verlag.de/neuerscheinungen/plantation-memories-290-2902018-12-04-15-12-15-detail>]. Die Hamburgerin Ania Faas hat einige Kapitel zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt. Sie steht als Koordinatorin hinter dem Projekt Decolonize Yourself, zusammen mit Suy Lan Hopmann, die als Kuratorin am Museum am Rothenbaum (früher: Völkerkundemuseum) arbeitet, Irene Appiah vom Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung sowie den Theatermacherinnen Zandile Darko und Elmira Ghafoori, die mit den Schülerinnen und Schülern die Performance entwickeln.

Hier erklären die Frauen hinter Decolonize Yourself, warum die Themen Kolonialismus und Rassismus für sie in den Unterricht gehören, was es bedeutet, "sich selbst zu dekolonisieren", und wieso Performance und Schauspiel geeignete Mittel dafür sind.

ZEIT ONLINE: Wieso ist Kolonialismus überhaupt noch ein Thema?

Ania Faas, Koordinatorin des Projekts: Vor 100 Jahren wurden 80 Prozent der Welt von Europa beherrscht. Das ist vielen heute nicht mehr klar. Ich habe selbst Kinder und sehe, was in den Schulbüchern zum Kolonialismus steht. In zwölf Jahren an der Schule verbringen sie vielleicht ein paar Minuten mit diesem Thema. Aber privat beschäftigen sie die Folgen des Kolonialismus jeden Tag – sie und alle anderen Kinder, die von Rassismus betroffen sind.

Irene Appiah, Bildungsexpertin: Es ist zwingend, über den Kolonialismus zu reden, wenn wir den heutigen Rassismus verstehen wollen. Denn der Rassismus wurde erfunden, um Kolonialismus, Sklaverei und Unterwerfung zu legitimieren. Es handelt sich um Entmenschlichung zum Zwecke der Ausbeutung. Das ist etwas anderes als zum Beispiel die Diskriminierung von Frauen oder Behinderten.

Suy Lan Hopmann, Museumskuratorin: Die Kolonialherren standen damals unter Rechtfertigungsdruck: "Wieso nehmen wir Menschen ihr Land weg, wenn wir im Sinne des Humanismus doch eigentlich davon ausgehen, dass alle Menschen gleich sind?" Das war ein Problem, das musste man lösen. Also wurden Gründe erfunden.

Faas, Koodinatorin: Wissenschaftler versuchten nachzuweisen, dass man Menschen, die nicht weiß sind, versklaven oder man sie zu unmenschlicher Arbeit zwingen darf. Es hieß: "Die fühlen das nicht so!", "Denen macht das gar nichts aus!", "Die sind weniger wert als wir!" Diese Wertungen haben eine Kontinuität bis heute, bewusst oder unbewusst. Der Kolonialismus ist zwar in seiner historischen Form beendet, aber seine Ideologie lebt weiter. Deshalb ist er noch nicht überwunden. Die Autorin Grada Kilomba schreibt von einer "Neuinszenierung der kolonialen Ordnung".

ZEIT ONLINE: Wieso gehört dieses Thema an Schulen?

Appiah, Bildungsexpertin: Die Auseinandersetzung mit Rassismus muss an der Schule beginnen. Denn die Schule ist ein Ort, in dem verhandelt wird, was die Gesellschaft für



Zandile Darko schreibt, inszeniert, performt und ist Teil des Künstlerkollektivs Label Noir. Als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes studierte sie unter anderem Schauspiel am Rose Bruford College in London. Ihre Soloperformance "Imagination Office" war Teil der Berlin Art Week 2019.
© Elena Zaucke

wichtig hält. Es ist zugleich ein Ort, an dem wir alle – wenn nicht gerade Corona ist – viele Jahre sein müssen. Und für manche ist es auch der einzige Ort, an dem sie mit anderen Menschen und mit anderen Meinungen konfrontiert werden und mal aus ihrer Blase herauskommen.

Zandile Darko, Performerin und Theatermacherin: Schulen haben Macht, weil sie die Geschichte konservieren und dabei die Perspektive bestimmen. Die große Frage lautet: Wessen Geschichte wird erzählt? Mir hätte es als Schülerin sehr geholfen, wenn ich im Unterricht erfahren hätte, dass es May Ayim oder Audre Lorde gibt – schwarze Schriftstellerinnen, die eine Perspektive einnehmen, mit der ich mich identifizieren kann. Allein schon zu wissen, dass es viele Perspektiven gibt, nicht nur eine, nämlich die der offiziellen Geschichtsschreibung.

Ausschluss und Unterdrückung wirken auch in den Schulen

Faas, Koordinatorin: Niemand sitzt in der Schule und ruft: "Ausländer raus!" Im Gegenteil: Die meisten Lehrerinnen und Lehrer haben einen guten Willen. Postkoloniale Theoretikerinnen und Theoretiker haben aber gezeigt, wie vielfältig die Mechanismen des Ausschlusses und der Unterdrückungen dennoch und gerade auch in den Schulen wirken. Da wird zum Beispiel angenommen, PoC-Kinder kämen aus problematischen Familienverhältnissen, hätten es ohnehin schon schwer, man dürfe ihnen deshalb nicht so viel zumuten – weshalb man ihnen besser keine Empfehlung fürs Gymnasium gibt.

Appiah, Bildungsexpertin: Für uns Betroffene ist Rassismus kein abstraktes, hochintellektuelles Thema, sondern Alltag. Zum Beispiel, wenn wir über Haare sprechen.

Faas, Koordinatorin: Als Elternteil kann es einem passieren, dass man jedes Jahr wieder in die Schule muss, um zu sagen: "Es wäre schön, wenn unserer Tochter nicht in die Haare gefasst würde, thematisieren Sie das bitte." Und dass man dort jedes Jahr wieder hört: "Jetzt hängen wir das mal nicht so hoch." Es wird getan, als ginge es nur um Einzelfälle. Auch bei Lehrerinnen, die sich als links oder aufgeklärt verstehen, gibt es oft gar kein Bewusstsein dafür, dass das wieder und wieder passiert und Schaden bei den Jugendlichen anrichtet.



Irene Appiah ist Juristin und Bildungsreferentin der Behörde Schule und Berufsbildung. Sie ist außerdem Aktivistin und die erste in Hamburg gewählte schwarze politische Mandatsträgerin, die zur Anhörung der Helsinki Commission im US-Repräsentantenhaus in Washington, D. C., zur Lage der Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland mit Blick auf die laufende UN-Dekade berichtete. © Irene Osei-Poku

Schönheitsideale - "Afro zu tragen, ist ein Akt des Widerstands"

Weißer Schönheitsideale setzen Schwarze Frauen bis heute unter Druck. Doch immer mehr befreien sich von der europäischen Norm – und tragen bewusst Afrohaare. © Foto: ZEIT ONLINE | zett | Elif Küçük

Aus Grada Kilombas Buch "Plantation Memories": Was ich echt gehasst habe, war, wenn die Leute meine Haare angefasst haben: "So tolle Haare! Oh, was für interessante Haare! Schau mal, Afrohaare ..." Und dann fassen sie sie an. Ich habe mich gefühlt wie ein Hund, den man streichelt. Aber ich bin kein Hund. Ich bin eine Person. (...) Ich würde niemals einfach so jemandem ins Haar fassen. Ich meine ... wie kann man so was machen ...

ZEIT ONLINE: Was bedeutet "sich selbst dekolonisieren"?

Faas, Koordinatorin: Rassismus ist die Summe dieser Benachteiligungen und Erfahrungen, es ist ein strukturelles Problem. *Decolonize yourself* bedeutet, die rassistischen Strukturen an

sich selbst und an anderen zu erkennen, zu benennen und infrage zu stellen. Es bedeutet, die strukturelle Diskriminierung in den Blick zu nehmen und sich bewusst zu machen, dass man selbst ein Teil davon ist.

Hopmann, Museumskuratorin: Das *mindset*, das sich seit dem Kolonialismus durchgesetzt hat, ist eines, mit dem wir alle groß geworden sind – und zwar erst mal unabhängig davon, ob wir davon profitieren oder ob wir davon benachteiligt werden.



Suy Lan Hopmann ist seit 2018 Kuratorin für Sonderprojekte und Diversity im Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt. Zuvor studierte sie bis 2012 Chinawissenschaften, Soziologie und Genderstudies an der Uni Hamburg mit den Schwerpunkten Rassismus und Migration. Nach einem Zwischenstopp als Klettertrainerin arbeitete sie von 2014 bis 2018 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sonderforschungsbereich Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit und am Lehrstuhl für Politik und Wirtschaft Chinas der FU Berlin. © Ania Faas

Faas, Koordinatorin: Nur weil jemand Person of Color ist, ist er noch nicht dekolonisiert. Viele haben rassistische Vorstellungen verinnerlicht, obwohl sie ihnen schaden. Bis sie sich bewusst machen: "Moment mal, wenn jeder Mensch gleich ist, wieso gibt es dann diese krasse Ungleichheit bei der Verteilung von Macht und Einfluss?" Aber das ist ein Prozess und dafür braucht man Wissen und Zuspruch von anderen. Um zu merken: "Es hat gar nichts mit mir individuell zu tun, es muss sich etwas an den Strukturen ändern!"

Hopmann, Museumskuratorin: Wie können wir den Rassismus auflösen? Wie eine andere Art von Denken denken? Können wir uns eine gesellschaftliche Ordnung vorstellen, die noch gar nicht existiert? Dafür steht der Aufruf: "*Decolonize yourself!*"

Wieso ist Performance ein Mittel, um Rassismus zu thematisieren

ZEIT ONLINE: Wieso ist Performance ein Mittel, um Rassismus zu thematisieren?

Faas, Koordinatorin: Performance ist eine Sprache für Beziehungen. Es ist ein Unterschied, ob ich den Satz "Der eine ist dem anderen überlegen" sage oder ob ich das als Bild auf der Bühne verkörpere. Die Ungleichheit nicht nur zu denken, sondern zu sehen und zu spüren, das löst oft einen Aha-Effekt aus. Und diese dann körperlich wieder aufzulösen, kann als Erfahrung wahnsinnig stark sein.

Hopmann, Museumskuratorin: Rassismuserfahrungen sind nicht nur Erfahrungen des Kopfes, sondern auch des Körpers. Wenn jemand etwas Rassistisches sagt – egal in welcher Situation –, dann spürst du: "Das war nicht in Ordnung!" Dieses Spüren ist schneller als das rationale Begreifen. Es ist eine ganz

körperliche Erfahrung: eine Starre, eine Lähmung. Und dieses Gefühl wirkt lange nach: Du hättest etwas sagen sollen, deshalb fühlst du dich unwohl. Wir wollen über Schauspiel und Performance einen Zugang zu diesen körperlichen Erfahrungen finden.

Darko, Theatermacherin: Menschen, die nicht zur weißen Mehrheitsgesellschaft gehören, müssen immer Übersetzungsarbeit leisten. Wenn sie von ihren verletzenden Erfahrungen sprechen wollen, müssen sie die richtigen Begriffe finden, damit sie bei ihrem Gegenüber nicht auf Unverständnis stoßen, was abermals verletzend sein kann. Performance kann eine Ergänzung sein, um Verständigung zu schaffen.



Ania Faas ist Autorin, Producerin und Übersetzerin. Sie wurde zu Decolonize Yourself unter anderem vom Runden Tisch Koloniales Erbe inspiriert, der in Hamburg seit 2017 regelmäßig stattfindet. © privat

Appiah, Bildungsexpertin: Unser Ziel ist auch, Schülerinnen und Schüler einzubinden, die im Deutschen noch nicht das höchste Sprachniveau haben. Wir wollen, dass Decolonize Yourself auch nonverbal funktioniert. Musik, Tanz und Theater sind eine Sprache, die Jugendliche auch wirklich erreicht. Sie sollen nicht einschlafen, weil jemand einen langen Vortrag hält. Sie sollen Spaß haben!

Hopmann, Museumskuratorin: Eine der Proben hat bei uns im Innenhof des Museums stattgefunden. Man hat im ganzen Haus gehört, wie die Schülerinnen und Schüler rumbrüllten und lachten. Mich hat das total happy gemacht, weil man merkte: "So kann sich ein Museum auch anfühlen!" Nicht wie eine heilige Halle, sondern wie ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen und Spaß haben. Am Ende ist es das, was zählt: Egal, wie ungerecht die Gesellschaft ist, in der du lebst – wenn du nicht mit anderen feiern und dich freuen kannst, dann kannst du auch nicht überleben. Nur daraus entstehen die Stärke und die Motivation, sich den Ungerechtigkeiten zu widersetzen. Allein kannst du nichts ändern. Es braucht immer Leute, die zusammenkommen.

Im vergangenen Schuljahr fand das Projekt Decolonize Yourself erstmals statt. Schülerinnen und Schüler der Stadtteilschule Mitte entwickelten eine Performance, die ursprünglich im April zur Eröffnung der Ausstellung "[Hey Hamburg, kennst Du Duala Manga Bell?](https://markk-hamburg.de/ausstellungen/hey-hamburg/)" im Museum am Rothenbaum gezeigt werden sollte. Wegen der Corona-Schutzmaßnahmen war das nicht möglich. Sollten die Inzidenzen nicht wieder steigen, wird die Ausstellung, die das Thema Kolonialismus und Widerstand für Jugendliche und Familien aufbereitet, am 18. Mai eröffnet werden. Die Performance wird vielleicht im August nachgeholt.

Für Decolonize Yourself war zunächst eine städtische Finanzierung aus dem Projektfonds Kultur &

Schule für ein Jahr bewilligt worden. Ob es eine Fortsetzung des Projekts über das laufende Schuljahr hinaus geben wird, ist noch offen.

Im März veröffentlichte die Kulturbehörde ein Eckpunktepapier ihres Beirats zur Dekolonisierung Hamburgs

[<https://www.hamburg.de/contentblob/14929000/%20dfa4164c2e99e177217f65df7cb85a4a/data/21-eckpunkte-dekolonisierung.pdf>]. Darin geht es um die Verantwortung von unter anderem Schulen und Museen, eine Form des Erinnerns und der Auseinandersetzung zu finden, die auch "die bis heute nachwirkenden Folgen des Kolonialismus in Hamburg" berücksichtigt. Kultursenator Carsten Brosda (SPD) sagte, er wolle nun gemeinsam mit dem Beirat und den anderen Behörden ein entsprechendes Konzept entwickeln

[<https://www.hamburg.de/pressearchiv-fhh/14932824/beirat-zur-dekolonisierung-hamburgs-legt-eckpunktepapier-vor/>].

Rassismus - "Oh, ich bin ja weiß"

Jule Bönkost erklärt weißen Menschen in Workshops, wie sie weniger rassistisch sein können. Dafür musste sie selbst lernen, was es bedeutet, weiß zu sein.

